

Editorial

Uwe Schimank

Ich betrete gern den großen Redaktionsraum der Soziologischen Revue, den meine Arbeitsgruppe und ich oft nach dem Mittagessen dazu nutzen, noch einen Espresso gemeinsam zu trinken. Die Wände voll mit Bücherregalen, in denen die Neuerscheinungen stehen, die der Redaktion als Rezensionsexemplare zugesandt und noch nicht an einen Rezensenten weiter geschickt wurden. Die Bücher sind, Regalbrett für Regalbrett, in Gruppen thematisch geordnet. Ein buntes, einladendes Bild: Jeder Verlag gestaltet, als Teil der corporate identity, das äußere Erscheinungsbild seiner Bücher anders. Natürlich gefallen dem einen diese und dem andere jene Cover besser. Wichtig ist, dass die optische Vielfalt solcher Bücherreihen dazu animiert, immer mal wieder das eine oder andere Buch aufzublättern.

Nicht wenige Wissenschaftler fragen heute: Warum überhaupt noch gedruckte Bücher – anstatt digital? Und wozu noch Verlage – anstatt open access? Sollte man die Buchproduktion nicht dekommodifizieren, indem die Wissenschaftler und Wissenschaftsorganisationen das Publizieren selbst übernehmen, anstatt den Verlagen viel Geld – von Lesern und Bibliotheken bezahlter Buchpreis sowie oft genug auch noch von Autoren beizubringender Druckkostenzuschuss – für wenig Leistung in den Rachen zu schieben? Schließlich schreiben Wissenschaftler die Bücher, erhalten aber in den wenigsten Fällen dafür ein Honorar. Und was tun denn die Lektoren und Verlagsleute heutzutage ansonsten noch für wissenschaftliche Bücher – insbesondere für Literatur von der Forschungsfront, die sich bekanntermaßen nicht in großen Auflagen verkauft und druckfertig beim Verlag abgeliefert werden muss!

Ohne hier diese Debatte detailliert führen zu können, möchte ich nur zwei Gedanken dazu anreißen – bewusst nicht ausgewogen, sondern skeptisch, zugegeben auch etwas polemisch gegen einen, wie mir scheint, nicht zu Ende gedachten common sense unter vielen Wissenschaftlern gerichtet. Zum Ersten: Unterhält man sich mit denen, die digitale Publikationen, etwa online-Zeitschriften oder online verfügbar gemachte Discussion-Paper-Reihen, mit professionellen Ansprüchen selbst erstellen, lernt man schnell, wie ungemein viel Arbeit damit verbunden ist und wie viele verschiedene Arten von Expertise darin eingehen. Einiges, aber längst nicht alles davon mussten sich zwar Wissenschaftler als Zuarbeiter der Verlage bereits aneignen; aber mehr als Semi-Professionalität haben sie dabei selten erreicht. Wollen wir also in Zukunft unsere Ansprüche an die Aufmachung und Verbreitung unserer Publikationen senken? Oder wollen wir eine lang etablierte Arbeitsteilung zwischen Autoren als Inhaltslieferanten und Verlagen als Weiterverarbeitern und Distributoren aufheben und uns auch noch all das aneignen, was bisher Verlags-know-how gewesen ist? Wenn wir wirklich Letzteres tun, stellt sich sogleich die noch gravierende Folgefrage: Woher soll dann die zusätzliche manpower kommen, die bislang die Verlage stellen? Glaubt irgendjemand im Ernst, die Wissenschaftsminister würden den Hochschulen dafür mehr Geld geben, dass sie auch noch das Verlagsgeschäft übernehmen? Trotz immer mehr Studierender – eine politisch ungleich heiklere Angelegenheit – gibt es doch seit Jahrzehnten auch nicht mehr Geld für die Lehre! Neben Lehre, Forschung und Selbstverwaltung käme also mindestens bei einem Teil der Wissenschaftler auch noch Verlagsarbeit als Teil des Zeitbudgets hinzu. Dann steht aber zu befürchten, dass die Übernahme dessen, was bislang die Verlage leisten, durch die

Wissenschaftler selbst auf eine massive weitere Selbstausbeutung – als ob wir davon nicht schon genug hätten – hinausliefe. Die Alternative: Unter der verlegerischen Betätigung der Wissenschaftler leidet die Forschung so stark, dass so viel weniger geschrieben wird, dass es sich auf einem Niveau einpegelt, das im Rahmen der Wissenschaftler-Normalarbeitszeit auch noch verlegerisch bewältigt werden kann. Wenn man dieses Schrumpfen des Publikationsvolumens so steuern könnte, dass die Spitzenklasse nicht darunter litte, sondern nur die Durchschnittsware und der Ausschuss reduziert werden würden, könnte man sich ja vielleicht noch mit einer solchen Aussicht anfreunden – aber es ist kein umsetzbarer Mechanismus vorstellbar, der das sicherstellen könnte.

Zum Zweiten möchte ich den oft artikulierten Selbstanspruch der Verlage, eine sonst nirgends installierbare Selektionsfunktion zu leisten, durchaus ernst nehmen und erweitern. Die Verlage sind gate-keeper. Indem viele angebotene Manuskripte von gar keinem Verlag genommen werden, wird die sonst drohende Publikationsflut eingedämmt. Auch wenn ein Manuskript, das der eine Verlag ablehnt, zu einem anderen wandert, der es nimmt, dürfte das im Regelfall der Übersichtlichkeit des Publikationsangebots zu Gute kommen. Denn Verlage entscheiden sich bei dem, was ihnen angeboten wird, gemäß dem eigenen Profil, das sich aus der Kombination mehrerer Elemente wie Themenspektrum, Pflege bestimmter Schulen, Innovativitäts- oder Qualitätsniveau der Bücher oder Reputationslevel der Autoren ergibt; und das sind durchaus Suchkriterien der wissenschaftlichen Leser. Über die Selektionsfunktion hinaus stellen die Verlage aber als Wirtschaftsunternehmen, die in ihren Publikationsentscheidungen sowohl von den Wissenschaftlern als auch vom Staat unabhängig sind, auch die wissenschaftliche Vielfalt sicher, die für eine sowohl in die Breite als auch in die Tiefe strebende Wahrheitssuche eine unverzichtbare Voraussetzung ist.

Eine staatlich getragene Verlagslandschaft liefe mit großer Zwangsläufigkeit auf Zentralismus hinaus, selbst wenn das nicht so weit gehen müsste wie etwa in der ehemaligen DDR. Denn Vielfalt ist ineffizient, und interne Ineffizienzen auszumerzen ist eine der Lieblingsbeschäftigungen von Organisationen generell und staatlichen Verwaltungen im Speziellen – ob dahinter nun der traditionelle Rechnungshof oder eine Controlling-Instanz des „new public management“ steht. Die bürokratische Idealvorstellung wäre ein Bundesverlag für Soziologie, wie für alle anderen Fächer auch; im deutschen Föderalismus realistischer wären sechzehn Länderverlage pro Fach; und wenn die Politiker richtig großzügig sind, ließen sie vielleicht sogar alternativ oder ergänzend über Universitätsverlage mit sich reden, die freilich nichts mit den renommierten Exemplaren dieser Gattung in den angelsächsischen Ländern zu tun hätten. Welche Lösung auch immer gewählt würde: Es handelte sich um eine von oben geplante Verlagslandschaft mit möglichst überschneidungsfrei arbeitsteilig zugeschnittenen Verlagen und Reihen, geleitet von jeweils eingesetzten Leitungs- und Herausgebergremien, die entweder zwangsläufig einseitig ausgerichtete Publikationslinien vorgeben oder – auch nicht besser – Publikationsentscheidungen nach irgendeinem Proporz treffen. Für die Autoren hieße das: Sie könnten sich kaum aussuchen, wo sie ein Manuskript einreichen und zu welchen Bedingungen veröffentlichen können; eine Abwanderungsdrohung gegen Verlags- und Herausgeberzumutungen wäre kaum möglich; und wenn ein Manuskript abgelehnt wird, gibt es kaum andere Verlage, wo man es noch probieren kann. Wahrscheinlich würde bereits arbeitsvertraglich geregelt, dass ein Wissenschaftler der Universität X seine Manuskripte nur im universitätseigenen Verlag oder im Verlag des Sitzlandes der Universität veröffentlichen darf oder jedenfalls dort das Vorkaufsrecht liegt.

Auch nicht besser als diese Diktatur der staatlichen Hierarchie wäre der Terror der wissenschaftlichen Gemeinschaft, wenn die Verlagstätigkeit alternativ von den Fachgesellschaften übernommen würde. Zwar gibt es in manchen Fächern wie der Chemie nationale oder internationale Fachgesellschaften, die auch wichtige player in der Verlagslandschaft sind – aber sie sind eben keine Monopolisten und müssen sich deshalb an die Regeln des Marktes halten. Je stärker hingegen die Fachgesellschaften die Verlagstätigkeit dominieren, umso mehr bestimmen die alten Männer, was publiziert wird – und um Streit untereinander aus dem Weg zu gehen, werden die claims so aufgeteilt, dass jeder sich mit genug Huldigungsliteratur versorgen darf. Der „Wettbewerb als Entdeckungsverfahren“ (Hayek) wäre genauso ausgeschaltet wie bei der Verstaatlichung der Verlagsarbeit. Das wäre für alle Fächer hochgradig problematisch. Für die Soziologie mit ihrer ausgeprägten Pluralität an theoretischen Paradigmen, methodischen Herangehensweisen, Themenschwerpunkten und Verhältnisbestimmungen zur Fachgemeinschaft einerseits, zu außerwissenschaftlichen Adressaten andererseits liefen sowohl ein Primat des Governance-Mechanismus Hierarchie als auch ein Primat des Mechanismus Gemeinschaft im Publikationssystem des Faches auf eine lebensgefährliche Selbstverstümmelung hinaus. „Contestable markets“ (Baumol) in der Wirtschaft, jenseits von Wissenschaft und Politik, tragen den Erkenntnisfortschritt offenbar am zuverlässigsten.

Allein schon die Vorstellung, dass die Regale der Soziologischen Revue grau in grau – die Farbe ist auswechselbar, aber einheitlich – den Raum beherrschen, lässt grausen. Aber wahrscheinlich gäbe es unter solchen Umständen die Soziologische Revue als unabhängiges und in sich pluralistisches Besprechungsforum der soziologischen Literatur, gleichsam als „reflexiven Mechanismus“ (Luhmann) der Vielfalt unserer derzeitigen Verlagslandschaft, gar nicht mehr. Effizienter ist es ja in der Tat, wenn die Besprechungen gleich in den Verlagsprospekten stehen, auf dass der Leser mit einem von vornherein klaren – und natürlich stets positiven – Urteil ausgestattet und jedwede Verwirrung vermieden wird.

Es mag ja sein, dass den Naturwissenschaften nichts anderes übrig blieb, als mit self-made open access zu drohen und diese Drohung auch hier und da erfolgreich in die Tat umzusetzen, um der exorbitanten Preistreiberei der diese Fächer beherrschenden Großverlage etwas entgegenzusetzen. Wie dieses Spiel ausgehen wird, ist derzeit eine völlig offene Frage. Klar ist aber: Wir in der Soziologie haben dieses Problem so überhaupt nicht, weil wir es mit ganz anderen Verlagen zu tun haben. Natürlich irritiert oder ärgert uns immer wieder mal etwas, was einzelne Verlage tun oder was sich sogar als allgemeine Linie der für uns zuständigen Verlage durchsetzt. Aber bislang jedenfalls können wir mit unseren Verlagen darüber reden, und uns wird zugehört. Und natürlich spricht auch nichts dagegen, für die Soziologie weiterhin die Möglichkeiten von Digitalisierung und open access zu sondieren und Brauchbares zu installieren. Doch der künftige Königsweg unseres Publizierens ist das nicht.

Zum Schluss noch eine Nachricht aus dem Herausgeberkreis: Turnusgemäß schied Bettina Heintz (Bielefeld) Ende 2010 aus. Die Herausgeber und die Redaktion danken ihr herzlich für ihre engagierte Mitwirkung während der letzten vier Jahre. An ihrer Stelle beginnt in diesem Jahr, ebenso herzlich begrüßt, Anja Weiß (Duisburg) ihre Tätigkeit als Mit-Herausgeberin.